



Glaubenssachen

Sonntag, 22. Dezember 2024, 08.40 Uhr

Wartesaal der Hoffnung

Ein adventlicher Blick auf Symbol und Wirklichkeit des Bahnhofs

Von Stephan Lüttich

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Uhr tickt. Weihnachten naht. Das Ziel ist klar. Aber vollkommen nach Plan wird es auch in diesem Jahr nicht laufen. Das ahnen wir. Und das hat nicht nur mit verspäteten Zügen oder ausgefallenen Verbindungen zu tun, die uns die Bahn-App anzeigt. Kam es nicht doch wieder viel zu schnell, quasi in ICE-Geschwindigkeit, dieses Weihnachtsfest? Irgendwie hätte man sich da mal eine außerplanmäßige Verspätung gewünscht. Unerwartet Zeit gewonnen, um sich besser einzustimmen und vorzubereiten auf, das, was da jetzt kommt.

Ein Gedanke, der alle Jahre wiederkehrt, wenn wir spüren, dass es knapp wird mit der Zeit. Das Verrückte ist ja manchmal, dass es eben für viele Menschen der Bahnhof ist, der uns als Ort in der vorweihnachtlichen Hektik und Betriebsamkeit gewissermaßen ausbremst: Ein Zug verspätet sich. Ein Zug fällt aus. Und so stehen wir in kleinen und großen Bahnhofshallen und können nicht anders, weil wir eben auf den Zug warten, auf seine Ankunft, damit auch wir irgendwann ankommen. Und hoffentlich finden, was wir suchen. Einen Sitzplatz im Zug zum Beispiel. Aber beim Blick in die vollen Abteile mag sich manch einer vorkommen wie Maria und Josef vor zweitausend Jahren, als in der Herberge kein Platz für sie war. Nur mit dem Unterschied, dass der moderne Reisende ohne rechtzeitige Reservierung statt der Unterkunft im Stall mit einem Stehplatz im Gang vorliebnehmen muss. Vielleicht bietet ja die Zugteilung in Hamm oder der Halt in Hannover neue Chancen auf einen Sitzplatz.

Wie dem auch sei: Vor den kommenden Festtagen werden sicherlich wieder Millionen die Hallen der kleinen und großen Bahnhöfe bevölkern. Menschen machen sich auf den Weg, verabschieden sich mit festen Umarmungen oder zaghaftem Winken. Andere kommen an und es fließen Freudentränen des Wiedersehens. An den Gleisen stehen Reisende dicht gedrängt und erwarten das Einfahren ihres Zuges. Andere sehnen erschöpft und kraftlos nach dem Verpassen einer Verbindung die nächste Reismöglichkeit herbei. Bahnsteige und Wartehallen sind Schauplätze vielschichtiger und nicht selten auch gegensätzlicher Emotionen.

Mit der Erfindung der Eisenbahn entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die ersten Bahnhöfe. Zunächst reine Zweckbauten, entwickeln sie sich bald zu Musterbeispielen einer beeindruckenden repräsentativen Architektur. Imposante Fassaden, weitläufige Hallen und innovative Konstruktionen aus Stahl und Glas symbolisieren ein neues Zeitalter mit ungeahnten Möglichkeiten der Mobilität, des technologischen und sozialen Fortschritts.

Aber diese positive metaphorische Bedeutung der neu gebauten Großstadtbahnhöfe hat auch eine Kehrseite. Sie sind nicht nur Sinnbilder des technischen Fortschritts und des Glaubens an eine bessere Zukunft. Mit Industrialisierung und Landflucht werden diese Drehscheiben des modernen Verkehrs auch zu Knotenpunkten sozialer Probleme. Sie entwickeln sich zu Sammelplätzen für Menschen am Rande der Gesellschaft. Neben den lichtdurchfluteten Hallen manifestieren sich die Schattenseiten des rasanten gesellschaftlichen Wandels: Menschen ohne Arbeit und Obdach suchen eine Bleibe, Prostitution und Kriminalität schaffen sich in den neu entstehenden Bahnhofsvierteln ihre Räume.

Als Reaktion auf diese Entwicklung entstehen seit Ende des 19. Jahrhunderts die Bahnhofsmissionen. Sie sind der Versuch engagierter evangelischer und katholischer Christinnen, eine Antwort auf die sozialen Herausforderungen der Zeit zu formulieren. Zunächst richten sich ihre Angebote an Mädchen und junge Frauen aus ländlichen Regionen, die auf der Suche nach Arbeit orientierungslos an den Bahnhöfen der großen Städte ankommen. Ihnen droht vor allem die Gefahr, in Prostitution gezwungen zu werden. Spätestens in Folge des Ersten Weltkriegs weitet sich das Angebot der schon bald in konfessioneller Verbundenheit arbeitenden Missionen auf eine breitere Zielgruppe aus. Nicht nur Frauen, sondern alle Menschen, die Hilfe und Obdach suchen, in besonderer Weise auch allein reisende Kinder und Jugendliche und Menschen mit Behinderungen, werden unterstützt. Die Bahnhofsmissionen gibt es bis heute. Sie verstehen sich als „Kirche am Bahnhof“. In Deutschland engagieren sich etwa 2.000 Haupt- und Ehrenamtliche an über einhundert Orten für Menschen in Notlagen. Auch für die unzähligen Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine waren sie die erste Anlaufstelle.

Nicht ohne Grund wurden die großen Bahnhofshallen zum Beispiel in Hamburg, Hannover und Berlin in den vergangenen Jahren zu besonderen Orten, an denen zu Heilig Abend gesungen und gebetet wurde. Zahlreiche Menschen konnten hier besonders intensive Weihnachtserfahrungen machen und gemeinsam mit vielen anderen eine Stimmung erfahren, die sie in den klassischen Weihnachtsgottesdiensten der Kirchengemeinden offenbar nicht finden.

Denn natürlich gehören zur Weihnachtsgeschichte nicht nur das freudige Ereignis der Geburt und die Anbetung der Weisen aus dem fernen Morgenland, sondern auch die bittere Armut des Stalls und die eilige Flucht vor den mörderischen Heerscharen des Herodes. Die jungen Eltern Maria und Josef fliehen mit ihrem Kind im Angesicht des drohenden Todes. Dieser Teil der Weihnachtserzählung lässt sich ebenso wenig ausblenden wie die Tatsache, dass Bahnhöfe nicht nur Orte des freudigen Erwartens und Ankommens, des hoffnungsvollen Aufbruchs und Loslassens sind. Sie bleiben sozial herausfordernde Orte. Ende der 1970-er Jahre erscheint der Bericht „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“. 1981 wird er auch verfilmt. Schonungslos beschreibt er die Drogenszene im Umfeld des West-Berliner Bahnhofs Zoo: Jugendliche geraten in einen Teufelskreis aus Sucht, Prostitution und Kriminalität, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt. Die Erzählung löste eine heftige gesellschaftliche Debatte über die Notwendigkeit und die Grenzen von Präventions- und Hilfsangeboten im Umfeld von Großstadtbahnhöfen aus.

Und nicht ohne Grund sind die Hauptbahnhöfe der großen Städte auch in jüngster Zeit immer wieder in die Schlagzeilen geraten. Gesellschaftliche Krisen führen zu einer steigenden Zahl von Armutsbetroffenen und Menschen mit psychischen Auffälligkeiten. Übergriffe, Diebstähle und immer wieder auch schwere Gewaltverbrechen haben das Sicherheitsgefühl vieler Pendler und Reisender erschüttert und zuweilen auch populistisch formulierte Forderungen nach mehr Polizeipräsenz und härterem Durchgreifen der Sicherheitskräfte hervorgerufen.

Die vielschichtige Wirklichkeit des Bahnhofs verbindet schroffe Gegensätze miteinander. Das ist sicherlich ein Grund dafür, warum die Metapher sehr früh ihren festen Platz in der Literatur gefunden hat. Und das gilt bis heute. So wird ein Bahnhof auch in Caroline Wahls im Frühling dieses Jahres erschienenen Roman „Windstärke 17“ zum entscheidenden Moment im Leben der Protagonistin. Nach dem Tod ihrer alkoholkranken Mutter muss Ida sich entscheiden:

Im Hauptbahnhof schaue ich auf die Anzeigetafel. In 15 Minuten fährt ein Zug nach Hamburg. Tilda hat mir gestern Nacht während meines Anrufs via WhatsApp ein Flex-Ticket nach Hamburg geschickt. [...] Aber da ist so ein Wutklumpen in meinem Bauch, der Besitz von mir ergreift und Tilda anfaucht. [...] Der Wutklumpen will auch nicht nach Hamburg. Ein Teil von mir will schon nach Hamburg. Ein Teil von mir erträgt es nicht mehr allein zu sein, und sehnt sich danach, sich von Tilda bemuttern zu lassen. [...] Ich [...] schaue mir währenddessen in der DB-App die Strecken der Züge an, die in Hamburg halten und weiter-fahren. Ein ICE fährt bis nach Stralsund. Ostsee. Das klingt doch gut.

Die Entscheidung über das Ziel ihrer Reise, die sie erst am Bahnhof trifft, ist für Ida gleichbedeutend mit der Entscheidung zwischen Verharren und Aufbruch, Stagnation und Veränderung. Die Chance, aus beengenden Lebensumständen zu entkommen, hat ebenso Raum wie die Angst vor dem Unbekannten.

Eine besonders dunkle Färbung bekommt die Bahnhofsmetapher in der literarischen Auseinandersetzung mit dem konkreten Menschheitsverbrechen der Shoah. Für Autoren wie Imre Kertész oder Tadeusz Borowski, die den Terror der Vernichtungslager überlebt haben, wird der Bahnhof zum Symbol für die unheimliche Gegenwart des Grauens inmitten des Alltags, die Hannah Arendt als „Banalität des Bösen“ gekennzeichnet hat. In seiner Erzählung „Bitte, die Herrschaften zum Gas“ beschreibt Tadeusz Borowski bitter-sarkastisch den Bahnhof von Auschwitz-Birkenau:

Es ist eine idyllische Rampe, wie man sie von abgelegenen Provinzbahnhöfen kennt. Ein kleiner kiesbestreuter Platz, eingerahmt vom Grün hoher Bäume. Etwas abseits, an der Straße, duckt sich eine winzige Holzbaracke, hässlicher und schludriger als die hässlichste und schludrigste Bahnhofsbude, und dahinter große Stapel Schienen, Eisenbahnschwellen, Massen von Brettern, Barackenteile, Ziegel, Steine, Brunnenringe. Von hier wird alles nach Birkenau gebracht: Material zum Ausbau des Lagers und Menschen für das Gas.

Bahnhöfe sind hier ganz und gar nicht mehr Räume des Aufbruchs und der Hoffnung. Sie werden zu stummen Zeugen unvorstellbaren Leids. Sie führen die Unmenschlichkeit der Shoah eindringlich vor Augen und werfen als Alltagsorte gleichzeitig die Frage nach der Verantwortung und Mittäterschaft der Gesellschaft auf.

In den schrecklichen Verbrechen der Nationalsozialisten zeigt sich auch die abgründige Seite des enormen technischen Fortschritts seit Mitte des 19.

Jahrhunderts. Ohne die präzise funktionierende Eisenbahn hätten die Deportationen von Millionen Menschen in die Vernichtungslager der SS nicht stattfinden können.

Städte und Landschaften, Handel und Industrie und natürlich auch das Lebensgefühl der Menschen wurden durch die Einführung der Eisenbahn verändert – nicht nur zum Guten. William Turners bekanntes Gemälde „Regen, Dampf und Geschwindigkeit“ zeigt schon 1844 sehr deutlich diese Mischung aus Verunsicherung und Faszination: Aus einer kaum erahnbaren, nebligen Landschaft schießt die Lokomotive des „Great Western Railway“ auf den Betrachter zu. Elemente der traditionellen Landschaftsmalerei lassen sich nur noch als Andeutung erkennen. Um die Dynamik des fahrenden Zuges darzustellen, nimmt der Maler in Kauf, dass sich die Gegenständlichkeit zunehmend auflöst. Geschwindigkeit und Fortschritt sprengen die bisherigen Wahrnehmungsgrenzen der Menschen. Und stellen damit auch eine Überforderung dar.

Und diese radikal veränderte Perspektive hat auch eine religiöse Dimension. Geradezu sinnlich erfahrbar wird dies in der räumlichen Nähe von Dom und Hauptbahnhof in der rheinischen Metropole Köln. Jeder, der schon einmal in den Kölner Hauptbahnhof eingefahren ist, weiß: Aus dem Zug heraus ergibt sich eine ganz eigene Wahrnehmung des berühmten Bauwerks. Der Bremer Religionswissenschaftler Christoph Auffarth fasst zusammen:

Wie ein bewegter Film lässt der Zug die Reisenden an dem gotischen Wunder horizontal entlanggleiten, bis kurz die Türme den Blick in die Höhe führen, in die Vertikale. [...] Der Blick auf den Dom in fast haptischer Nähe war begleitet vom Geräusch der Dampflokomotive, dem Kreischen der Schienen in der Kurve, dem Rauch in der Glashalle der Bahnsteige, dem Gewusel der Menschen, die hastig nach Anschlüssen suchen. Der Dom ist nicht statisch, sondern vorübergehend, ein Eindruck neben vielen im Stress. Der Bahnhof ist nicht Ziel, Ort der Bewunderung, sondern Übergang. [...] Nicht die Desakralisierung des Doms zum Wartesaal war die Folge, sondern eine zusätzliche sakrale Funktion stellt sich heraus: Der Dom bietet die Gelegenheit zu einer kleinen Wallfahrt zwischen zwei Zügen: Mit dem Bahnhof wird er auch zu einem ‚Straßenheiligtum‘.

Nicht mehr eine mittelalterliche Kathedrale, die als landschaftlicher Orientierungspunkt aus weiter Ferne erkennbar ist, kann als Garant einer statisch verstandenen christlichen Selbstvergewisserung dienen. Für die fragmentierte, widerspruchsvolle Gegenwart ist eher die vorüberziehende, nur ausschnittsweise Wahrnehmung des erst Ende des 19. Jahrhunderts vollendeten Kirchengebäudes ein treffendes Bild der eigenen religiösen Identität.

Aufbrechen und Warten, Ankommen und Übergang sind zentrale Aspekte der Bahnhofsmetapher. Sie gehören ganz wesentlich auch zum christlichen Advent. Dabei unterscheidet sich die christliche Erwartung aber ganz grundsätzlich von einer unkritischen Fortschrittshoffnung, wie sie vor allem für die Anfangszeit der Eisenbahn charakteristisch war. Allein der sorglose Umgang mit den fossilen Ressourcen, nicht

zuletzt im Verkehrssektor, hat vielfältige Krisen hervorgebracht, die den Fortbestand der Menschheit heute ernsthaft bedrohen. Dennoch herrscht bei nicht wenigen weiterhin die Vorstellung, eine gute Zukunft unserer Welt könne sich aus immer weiterem Wachstum und aus der bloßen Optimierung und Weiterentwicklung der vorhandenen Möglichkeiten ergeben.

Bei aller Wertschätzung für die Potentiale menschlicher Vernunft und die Veränderungskraft gesellschaftlichen Engagements erinnert die Adventszeit an eine Grundwahrheit über das Leben: Was wirklich zählt, ist nicht machbar, sondern kommt uns entgegen. Das gilt für die von den Christen erwartete Geburt Christi, aber auch für jedes neue menschliche Leben. Das gilt für die christliche Sehnsucht nach göttlicher Erlösung, aber auch für alle tiefen menschlichen Erfahrungen von Liebe, Treue, Vergebung, die wir uns nicht verdienen können.

Und oft heißt es erst einmal Warten. Während der Bahnreisende auf einen exakt terminierten Zug wartet, hat ein adventlich geprägtes Warten eine andere Qualität. Es ist ein waches, hoffnungsvolles Ausschauen nach dem, was sich nicht planen und nicht erzwingen lässt. Der Theologe und Lebensberater Pierre Stutz bringt es so auf den Punkt:

[Es geht] um eine Grundspannung, die allen aufmerksamen Menschen vertraut ist: mehr als alles vom Leben zu erwarten und nichts zu erwarten, um die Kraft des Augenblicks zu erfahren. Mehr als alles zu erwarten, um nicht hinter meinen Entfaltungsmöglichkeiten zurückzubleiben und um das Engagement für eine gerechtere Welt nie aufzugeben – und zugleich Tag für Tag offen zu sein für die Kraft des Hier und Jetzt. [...] Aktiv warten [...] nährt in mir [...] den Blick für das, was wirklich ist im Leben, für das Schöne und Lustvolle und zugleich für das Empörende und Ungerechte. Aktiv warten können, heißt Tag für Tag voller Aufmerksamkeit, voller Mitgefühl sein in beharrlicher Geduld.

Am Ende des Advents steht das Weihnachtsfest. Christinnen und Christen feiern die Geburt Jesu. Sie glauben, dass in dem Kind von Bethlehem der ewige Schöpfer Teil seiner vergänglichen Schöpfung geworden ist. In dieser Menschwerdung Gottes zeige sich seine grenzenlose Solidarität, die sich nicht scheut, die Abgründe einer menschlichen Existenz bis zu Leiden und Tod auf sich zu nehmen. Das Matthäusevangelium überliefert das Wort Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“. Hier werden die Koordinaten des christlichen Umgangs mit einer Welt beschrieben, die leider allzu oft von Not und Leid bestimmt ist. Nicht nur die Haupt- und Ehrenamtlichen der Bahnhofsmissionen verwirklichen dieses christliche Ideal, in jedem Hilfesuchenden Christus selbst zu finden. Jede Christin, jeder Christ ist dazu aufgerufen, Gottes Spuren in seinem unmittelbaren Lebensumfeld zu entdecken: im Dienst an Bedürftigen, aber auch in einer unerwartet beglückenden Begegnung mit einem Unbekannten oder der Wahrnehmung der Schönheit eines Kunstwerks im öffentlichen Raum.

Christlicher Advent meint aber nicht nur das Warten auf ein Fest, an dem wie bei einem historischen Gedenktag Jahr für Jahr die Geburt Jesu vor 2.000 Jahren erinnert wird. Immer wieder erleben Menschen auf ihrer Lebensreise Verspätungen und Umleitungen. Immer wieder gerät der Zug der Menschheitsgeschichte auf Neben- und manchmal auch auf Abstellgleise. Da wächst die Sehnsucht, irgendwann auch einmal ein endgültiges Ziel zu erreichen. Im Verschiebebahnhof der Zeit sind Advent und Weihnachten deshalb auch so etwas wie ein Wartesaal der Hoffnung: einer Hoffnung, die sich am Ende des eigenen Lebens erfüllt. Der katholische Theologe Karl Rahner formuliert es poetisch:

Pilger sind wir, alle unterwegs. Am Ende aller Pilgerwege werden wir wieder denjenigen begegnen, die auch wanderten, denen wir begegneten auf den Bahnen und Bahnhöfen der Welt und in den Straßenschluchten der Großstädte. [...] Wir werden von Gott dann gefragt werden, ob wir im Verband der Liebe mit diesen anderen gezogen sind, ob wir uns um sie gekümmert, sie in den Schutz unserer Liebe genommen haben, damit diese Straßen auch für sie münden in die unendliche Freiheit und Herrlichkeit Gottes.

Nicht alle Menschen, die auch in diesem Jahr vor den Festtagen die Bahnhöfe bevölkern, werden etwas anfangen können mit diesen Gedanken. Und dennoch: Die christliche Botschaft von Advent und Weihnachten bleibt, dass sich Gott im ganz Alltäglichen finden lässt und dass er den Menschen entgegenkommt: zwischen zermürendem Warten und glücklicher Ankunft, zwischen ausgelassener Freude und herber Enttäuschung, zwischen bitterer Armut und liebevoller Zuwendung.

* * *

Zum Autor:

Stephan Lüttich, promovierter Theologe; Leiter der Abteilung „Förderungen/Klöster und Stifte der Klosterkammer Hannover